

---

**Michel Espagne**

## **Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften**

In den französischen Deutschlandstudien hat sich die Transferforschung als Teil der Kulturwissenschaft und als Alternative zur traditionellen Komparatistik kenntlich gemacht. Sie hat sich vorgenommen zu zeigen, inwieweit die Identitätsbildungsprozesse ineinander übergreifen, also nicht auf eine Reihe von Vergleichsmomenten reduzierbar sind. Ihr geht es nicht um die Bilanz eines Vergleichs, sondern um Import- und Exportmechanismen zwischen Frankreich und Deutschland, die wahrscheinlich auf die Beziehungen zwischen anderen Kulturgebieten ausdehnbar sind. Was aufgenommen wird, gehört nicht unbedingt zu den im Ausgangskontext als entscheidend betrachteten Kulturmomenten, sondern skizziert eine ganz neue Hierarchie. In vielen Fällen geht es um Randerscheinungen innerhalb des Ausgangskontextes, die den Zugang zu einem neuen Kultursystem finden und dort eventuell eine wichtigere Funktion einnehmen. Daher die Feststellung, daß die Transferforschung genauso viel mit der Sozialgeschichte, oder mit der historischen Anthropologie wie mit der Geistesgeschichte zu tun hat. Im 19. Jahrhundert wurzelt das Selbstbewußtsein der Kulturräume in den Geisteswissenschaften. Die Literaturgeschichtsschreibung oder die Historie erfüllten einen nationalen Auftrag. Deshalb ist es gerade in diesen Fächern wichtig, die Einwirkung fremder Importe zu beobachten.

### **Anthropologie und Kulturtransfer?**

Um diese Forschungsrichtung zu definieren, muß man von den Defiziten des komparativen Ansatzes ausgehen, der in den Geistes- und Sozialwissenschaften Gegenstände parallelisiert, Gegensätze herausarbeitet und sie auf der Ebene eines künstlich produzierten *Tertium Comparationis* überbrückt.<sup>1</sup> Die begrüßenswerte Absicht, die identitätsstiftende Funktion der Geisteswissenschaften durch Vergleiche mit anderen Kulturgebieten zu hinterfragen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die jeweilige Position des Vergleichenden bei jeder Parallelisierung ausschlaggebend ist. Die Geschichte der Komparatistik zeigt, daß nationale Interessen dabei keineswegs vernachlässigt werden. Meistens vergleichen die Sozialwissenschaftler ihren eigenen Kulturraum mit dem des Nachbarn, und dieser Vorgang dient eher der Erweiterung des eigenen Kulturgebiets, der Verallgemeine-

---

1 M. Espagne, *Les transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999.

rung, wenn nicht Verabsolutierung seiner Maßstäbe. Im 19. Jahrhundert bemühten sich beispielsweise die französischen Hochschullehrer für ausländische Literaturen weitgehend um die Legitimation nationaler Werte. Schon die Voraussetzung, daß allgemeingültige Termini die Parallelisierung sozialer Gegenstände auf beiden Seiten einer Kulturgrenze ermöglichen, läßt sich schwer legitimieren. Naheliegender wäre die Vermutung, daß die Begriffsfelder einander nur teilweise überdecken und daß etwa die sozialen Kategorien der Hochschulprofessoren oder der Klavierspieler in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert unterschiedliche Positionen im jeweiligen Kultursystem einnehmen.

Um der Willkür des Vergleichs zu entgehen, legt die Transferforschung den Akzent auf die Konstitutionsdynamik der sozialen oder geisteswissenschaftlichen Gestaltungen und berücksichtigt insbesondere die Rolle des Bezugs auf das Fremde in dieser Dynamik. Statt zu fragen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die Hochschulprofessoren oder Weinändler oder Kunstschiler in Frankreich und Deutschland kennzeichnen, wird man lieber die Aufmerksamkeit auf deutsche Weinändler oder Hochschulprofessoren in Frankreich lenken. Man wird sich fragen, inwieweit der Import neuen Wissens den Aufnahmecontext leicht ändert. Gerade dieser Aufnahmecontext soll bei der Transferforschung privilegiert werden. Daß ein deutscher Philosoph, etwa Hegel oder Schelling, in Frankreich rezipiert wird, ist nicht als besondere Ausstrahlungskraft der deutschen Quelle zu interpretieren, sondern als Zeichen einer spezifisch französischen Konstellation, die dem Import einen neuen, von der Quelle unabhängigen und eigenständigen Wert verleiht. Weit davon entfernt, die Abschrift als einen Substanzverlust des Originals zu verstehen, betont die Transferforschung im Gegenteil die Originalität der Abschrift, ihre Funktion in einem neuen Prozeß der Identitätsstiftung. Während die Komparatistik Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausarbeitet, bemüht sie sich um die Entstehung und Beschreibung von Mischformen. Diese werden nicht immer als solche wahrgenommen. Wer denkt etwa noch daran, daß die für das ausgehende 19. Jahrhundert charakteristische Form der „laïcité“, der religiösen Neutralität dem systematischen Import der Kantischen Philosophie sehr viel zu verdanken hat. Mischformen sollen also auch dort gesucht werden, wo man sie nicht vermutet, wo sie von dem Aufnahmecontext instrumentalisiert werden.

Die Suche nach Mischformen rückt die Transferforschung in die Nähe der Kulturanthropologie. Nur wird diese nicht mehr auf exotische Völkstämme, sondern auf westeuropäische Verhältnisse angewandt. Beispielhaft sind m. E. die von Nathan Wachtel<sup>2</sup> und Serge Gruzinski<sup>3</sup> erforschten

---

2 N. Wachtel, *La vision des vaincus. Les Indiens du Pérou devant la conquête espagnole (1530-1570)*, Paris 1971; ders., *Le retour des ancêtres. Les Indiens Urus de Bolivie, XXe-XVIe siècle. Essai d'histoire régressive*, Paris 1990.

Begegnungen zwischen Indianervölkern und spanischen Eroberern im alten Mexiko beziehungsweise Peru. Indem die christlichen Prediger den Katechismus in Indianersprachen übersetzten, brachten sie synkretistische Gottheiten hervor. Im Kulturaustausch gibt es weder Sieger noch Besiegte, unter welchen Bedingungen die Begegnung auch immer stattfinden mag.

Anstatt Strukturunterschiede zu betonen, rekonstruiert die Transferforschung die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Gegensatzpaare und zeigt, daß diese Entstehung in vielen Fällen nicht unabhängig vom anderen abläuft, sondern das jeweils Andere in die eigene Entstehungsdynamik einbezieht. Die transferorientierte Geschichtsschreibung hätte demnach von der Gegenwart auszugehen und die scheinbar festgesetzten Zäsuren zu hinterfragen. Wer sich etwa mit der Feststellung begnügen würde, daß die deutsche und französische Universität des 19. Jahrhunderts einander recht unähnlich sind, würde übersehen, daß der Begriff der allgemeinen Bildung, der „culture générale“, ohne Reaktion auf die Bedrohung durch die Philologisierung der Geisteswissenschaften nicht zu verstehen wäre. Die Transferforschung könnte also als rückwärtsgewandte Dekonstruktion identitärer Gewißheiten verstanden werden. Die scheinbar homogenen Gegenstände, welche die Kulturgeschichte eines bestimmten Kulturraums ausmachen, tragen die halb verwischte Spur auswärtiger Einwirkungen. Jenseits der verzeichneten Zäsuren öffnet sich ein gemeinsamer Raum der gegenseitigen Verflechtungen, der historisch erfaßt werden sollte. So darf die Literaturgeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert, als Vorstufe der späteren Auseinandersetzung mit der Nationalliteratur als einer europaweiten übergreifenden Tätigkeit betrachtet werden. Eine erste Darstellung der deutschen Lyrik<sup>4</sup> wird von dem deutschen Michael Huber<sup>5</sup> in Paris publiziert, und Friedrich Bouterweks Literaturgeschichte<sup>6</sup>, die übrigens Literaturgeschichte auf Kulturgeschichte reimen läßt, umfaßt die literarischen Werke aller europäischen Länder. Als Verweis auf untergründige vergessene Kulturschichten haben die Vergleiche eine Funktion auch innerhalb der Transferforschung.

Die Nähe der Transferproblematik zur Kulturanthropologie fordert den Forscher auf, sich den in diesen Nachbarfächern entwickelten Methoden zuzuwenden, sie auch metaphorisch auszuwerten. So hat die Erforschung

3 S. Gruzinski, *La colonisation de l'imaginaire. Sociétés indigènes et occidentalisation dans le Mexique espagnol, XVIe-XVIIe siècle*, Paris 1988.

4 M. Huber, *Choix de poésies allemandes*, Paris 1766.

5 H. Heiß, *Studien über einige Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Literatur im XVIII. Jahrhundert. I. Der Übersetzer und Vermittler Michael Huber (1727–1804)*, in: *Romanische Forschungen* 25 (1908), S. 720–800; M. Espagne, *Übersetzer in Paris und Leipzig: Michael Huber (1727–1804)*, in: M. Espagne/W. Greiling (Hrsg.), *Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)*, Leipzig 1996, S. 85–106.

6 *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit*, Göttingen 1801–1819.

der eingeborenen Stämme Australiens die Bedeutung einer erstaunlichen Kategorie des Traums<sup>7</sup> ins Leben gerufen. Der Traum wird in einer Unentscheidbarkeit von Raum und Zeit erlebt, und die Wanderungen des Eingeborenen durch seine Wüste an besonderen Stellen vorbei gleicht einer Wanderung durch die Zeit des Gedächtnisses. Das Leben in einer Kultur entspricht weitgehend dieser sakralen Wanderung des Australiers durch eine Wüste, in welcher manchmal andere Stämme mit teilweise denselben heiligen Stellen getroffen werden. Der ständig entwicklungsfähige Mythos verarbeitet die Berührungspunkte mit anderen Stämmen, so daß sie eine neue Bedeutung im Aufnahmesystem übernehmen. Symbolische Überarbeitungen der Mythen und der Begegnungen mit den Bestandteilen fremder Mythen sind an Werke. Der Prozeß unterscheidet sich kaum von dem Import oder Export fremder Kulturgüter im westenropäischen Rahmen.

Ein neues, aus Clifford Geertz' kulturanthropologischen Studien zu entlehndes Bild wäre das des vielfüßigen Kraken, mit dem er die balinesische Gesellschaft erklärt. Mehrere soziale Organisationsformen strukturieren die Ständeunterschiede und die Arbeitsteilung.<sup>8</sup> Sie sind nicht bruchlos ineinander verschachtelt und kollidieren teilweise miteinander. Wenn auch hinkend, bleibt das gesamte soziale System doch bewegungsfähig. Die Aufsichtung von Strukturen kennzeichnet nun ebenfalls die europäischen Gesellschaften und meistens sind mehrere Schichten, die zum offenen Ganzen gehören, fremder Herkunft. Diese Vielfalt sozialer Gestaltungen umfaßt nicht alle Lebensaspekte der balinesischen Gesellschaft und läßt Momente der Sinnfülle (etwa die Hahnenkämpfe) neben Zeiten des Sinnvakuums bestehen. Diese Abfolge ist durchaus anwendbar auf die Transferforschung, die eine gewisse Offenheit der Kultursysteme voraussetzt und mit der Möglichkeit leichter, durch die Übertragung herbeigeführter Unstimmigkeiten rechnet. Einzelne literarische Experimente haben schon die kulturanthropologische Erörterung des Transferproblems ausgenutzt. Man denke nur an die brasilianische Moderne<sup>9</sup>, etwa an die Romane Marios de Andrade<sup>10</sup>, welche die indianischen Mythen auf die Erschließung des Großstadtlabyrinths übertragen.

Die wissenschaftlichen Wurzeln der Kulturanthropologie sind an sich schon weitgehend ein Fall von Kulturtransfer. An erster Stelle sollte hier der Lebenslauf von Max Müller (1823–1900) erörtert werden. Nach einem Studium an der Universität Leipzig übernahm er einen Lehrstuhl an der englischen Universität Oxford, widmete sich der Erforschung der indischen Literatur und den indoeuropäischen Sprachen, fand allerdings sehr

---

7 B. Glowczewski, *Du rêve à la loi chez les Aborigènes. Mythe, rites et organisation sociale en Australie*, Paris 1991.

8 C. G. Geertz, *Bali. Interprétation d'une culture*, Paris 1983.

9 W. Bolle, *Physiognomik der modernen Metropole*, Köln 1994.

10 M. de Andrade, *Macounaima* (1928).

schnell den Übergang von der reinen Sprachwissenschaft zur vergleichenden Mythenforschung und zur Untersuchung der zugrundeliegenden Berührung zwischen den Völkern.<sup>11</sup> Otfried Müller, den Taine aufmerksam gelesen hatte<sup>12</sup>, verkörpert auch in seiner biographischen Entwicklung die Tendenz seiner Forschungsarbeit. Desgleichen wäre die Laufbahn des Deutschen jüdischer Herkunft Franz Boas (1848–1942)<sup>13</sup> zu erwähnen, der sich in Amerika niederließ, wo er eine neue Modellanalyse der amerikanischen Sprachen und der ihnen entsprechenden Völkerschaften entwarf.<sup>14</sup> Ihm ging es um den Nachweis, daß die Sprachen der amerikanischen Indianer nicht auf ein einziges Schema zu bringen waren, sondern zahlreiche Wurzeln hatten und als Mischformen zu untersuchen waren. Boas distanzierte sich ausdrücklich von der komparatistischen Methode zugunsten einer historisierenden Erforschung der Kulturbeziehungen. Warum, fragt sich Boas, sollte man sich die Sprachen oder Kulturen als einen Baum vorstellen, dessen Äste und Zweige von einem einzigen Stamm getragen werden sollten. Warum könnte man nicht im Gegenteil annehmen, daß zahlreiche Wurzeln einen einzigen allgemein menschlichen Stamm nähren. Die Einheit ist nicht am Anfang, sondern eher am Ende des historischen Ablaufs zu suchen. In diesem Ansatz kann man vielleicht die Projektion biographischer Erfahrungen sehen. Jedenfalls beruht die Entwicklung der Kulturanthropologie auf einem Verdachtsmoment angesichts der Komparatistik.

Der Begriff des Kulturtransfers umfaßt eine Dimension der Rückbesinnung auf dessen eigene Wurzeln. Sehr aufschlußreich ist die Mehrdeutigkeit des Kulturbegriffs selbst. Der etymologisch nachweisbare doppelte Hinweis auf den Ackerbau und auf das religiöse Ritual markiert an sich keinen Unterschied zwischen den Wortdefinitionen in Europa. Dafür hat das Wort Kultur im deutschen Sinne durchaus spezifische Dimensionen. Es neigt einerseits dazu, einen gesellschaftlichen Organismus zu beschreiben. Durch die Nähe zum eng verwandten Bildungsbegriff enthält der deutsche Kulturbegriff einen subjektiven Aspekt. Die Bildung (ursprünglich die Einbildung des Gottes in die menschliche Seele) ist keineswegs eine technische Fertigkeit, sondern eine innere Freiheit, die sich aus sich selbst herausbildet.<sup>15</sup> Die Kultur wird von der Sprache getragen, von der sie gar nicht zu trennen ist. Die Altphilologie und das Gymnasium bauen eine Brücke zwischen der angeblich organischen Einheit der griechischen Antike und den deutschen Gründerjahren, die von Humboldts Sprachver-

11 M. Müller, *Essais sur la mythologie comparée*, Paris 1873.

12 H. Taine, *De l'intelligence* (1870).

13 Franz Boas, *Ethnologue. Anthropologe. Sprachwissenschaftler. Ein Wegbereiter der modernen Wissenschaft vom Menschen*, Berlin 1992.

14 F. Boas, *Race, Language and Culture*, New York 1940.

15 O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Stuttgart, Bd. 1, 1972 (Artikel „Bildung“ von Rudolf Vierhaus) und Bd. 7, 1992 (Artikel „Zivilisation, Kultur“ von Jörg Fisch).

ständnis vorgeprägt wird. Andere Kulturen werden nach diesem Modell verstanden. Um die Jahrhundertwende vertritt Karl Lamprecht einen Kulturbegriff<sup>16</sup>, der dazu dient, das Gebiet des Historikers auf bislang wenig berücksichtigte Seiten des sozialen Lebens, etwa die Literatur, die Kunst, die Wirtschaft, also auf die Gesamtheit der sozialen Psychologie zu erweitern.

Unter Kultur wird man in einem französischsprachigen Zusammenhang eher ein ornamentales Wissen und die Anpassung an gesellschaftliche Regeln verstehen. Kultur ist ein semiotisches System, in dem der Bezug auf die Sprache keine zentrale Rolle spielt. Allerdings wird diese Definition durch gegenseitige Importe gestört. Taines Kulturbegriff wird weitgehend in Anlehnung an die deutsche Tradition des Kulturbegriffs definiert. Gerade deshalb vermißt er in seinen *Origines de la France contemporaine* sowie in seinen rein literarischen Essays eine genuin französische Kultur.

In einem russischsprachigen Kontext wurzelt der Kulturbegriff in der Literaturbetrachtung, allerdings mit der Einschränkung, daß die Literatur ins Leben übergreift, dessen ästhetische Wahrnehmung erleichtert.<sup>17</sup> Die Formalisten mit ihrem Begriff des „literaturnyi byt“ scheinen eine reine werkimmanente Richtung einzuschlagen. Im Grunde neigen sie aber eher zu einer entgegengesetzten Position, indem sie ihr Anwendungsfeld von der Literatur auf die Gesellschaft insgesamt erweitern. Lotmann und Uspenskij<sup>18</sup> verkörpern am besten diese Erweiterung des Formalismus auf das Soziale. Man möchte wiederum betonen, daß die Erweiterung des Formalismus eine Rückwirkung auf die deutsche Diskussion der Gegenwart hatte und daß Lotmann genauso gegenwärtig ist wie Humboldt.

Angesichts der Verschiedenheit der Kulturbegriffe stellt sich also die Frage, inwieweit der Kulturtransfer selbst von dieser Vielfalt historisch verankerter Definitionen mit geprägt wird, und wie die verschiedenen Sinndimensionen zusammenspielen. Denn die Unterschiede, so bedeutend sie auch sein mögen, lassen doch semantische Import- und Exportmechanismen erkennen, als ob die Identität sich auch in diesem Bereich von verdrängten Verflechtungen genährt hätte. Zu den Gegenständen der Transferforschung gehört unbestreitbar das Problem der Artikulation scheinbar eigenständiger Geschichten des Kulturbegriffs.

16 K. Lamprecht, Was ist Kulturgeschichte, in: Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N.S. 1896/1897, H. 1, S. 75-150.

17 K. Dmitrieva, De la vie au métalangage. Quelques moments constitutifs d'une histoire du concept russe de culture, in: Revue germanique internationale 1998, H. 10, S. 185-200.

18 I. Lotman/B. Ouspenskij, Sémiotique de la culture russe, Paris 1990.

## Der Deutschlandbezug der geisteswissenschaftlichen Identitätskonstruktion in Frankreich

Ausschlaggebend bei der Konstruktion der nationalen Identität sind immer die Geisteswissenschaften gewesen, weil sie einen sozialen Auftrag der Gedächtnisbewahrung erfüllen. Man kann sich kaum einen nationalen Raum ohne Pflege der Geschichte der literarischen Tradition, der Rückbesinnung auf die Begrifflichkeit der Muttersprache denken.<sup>19</sup> Deshalb wäre es speziell auf diesem Gebiet notwendig, den Nachweis erbringen zu können, daß der Bezug auf die Fremde entscheidend gewirkt hat. Die Geschichte der Geisteswissenschaften, auch wenn sie mehr sozialhistorisch als innerwissenschaftlich argumentiert, müßte sich vorrangig mit der Frage vom Import und Export von Impulsen oder Theorien befassen. Diese Fragestellung muß besonders auf die Entstehungsphase der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert angewandt werden. In den französischen *Facultés des lettres* wird die Öffnung auf die Fremde durch die Einführung einer neuen Disziplin, der Fremdsprachenphilologie eingeführt. Erster Lehrstuhlinhaber war Claude Fauriel in Paris ab 1830. Die folgenden Lehrstuhlgründungen erfolgen ab 1838. Wenn Fauriels Ansatz durch eine frühe Rezeption der deutschen Philologie gekennzeichnet ist, so findet man unter seinen Nachfolgern eine erstaunlich hohe Anzahl an deutschen Muttersprachlern, entweder Elsässer oder Emigranten aus Deutschland. Auf zwei unterschiedlichen Ebenen kam die neue Disziplin einer Aufweichung der Grenze zwischen deutschen und französischen Geisteswissenschaften gleich. Die Fachvertreter hatten eine deutsche Ausbildung und waren beispielsweise mit der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen vertraut. Die philologische Methode, das heißt die sprachhistorische Untersuchung der Textüberlieferung, entsprach der Einführung hauptsächlich im Ausland entwickelter Gedankengänge.

Man müßte die einzelnen Bereiche der Geisteswissenschaften untersuchen, um diesen Fremdbezug näher präzisieren zu können. Sehr auffällig ist er in der Geschichte der Linguistik. Einer der ersten namhaften Linguisten im Frankreich des 19. Jahrhunderts war der Sohn deutsch-jüdischer Emigranten Michel Bréal. Ihm verdankt die Fachrichtung einen entscheidenden Impuls. Bréal interessierte sich insbesondere für die Semantik.<sup>20</sup> Neben seiner Ausstrahlung als Wissenschaftler muß sein Einsatz für die Verwissenschaftlichung der französischen Hochschulen als ein eminentes Verdienst betrachtet werden. Er sorgte dafür, daß der Sprachunterricht modernisiert wurde. Er gehört zu den Gründern der *Ecole pratique des hautes études*, die eine empirische Forschungsrichtung förderte. Nun legitimierte

19 A.-M. Thiesse, *La création des identités nationales. Europe XVIIIe-XXe siècle*, Paris 1999.

20 M. Bréal, *Mélanges de mythologie et de linguistique*, Paris 1877.

sich Bréal als Wissenschaftler, indem er Franz Bopp, dessen Unterricht er in Berlin genossen hatte, ins Französische übertrug. Bréal war vor allem der Übersetzer der monumentalen *Vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*.<sup>21</sup> Nach ihm muß der Name von Ferdinand de Saussure erwähnt werden, der bekanntlich den Übergang von einer sprachwissenschaftlich zu einer strukturalistisch orientierten Sprachwissenschaft verkörpert. Saussure unterrichtete an der Pariser *Ecole pratique des hautes études*, bevor er sich in der Schweiz niederließ. Er bildete sich als Sprachwissenschaftler unter den Leipziger Junggrammatikern aus. Dort verteidigte er seine Dissertation. Die junggrammatische Dimension der Sprachwissenschaft bei Saussure wird jetzt allgemein anerkannt. Damit wird aber die französischsprachige Sprachwissenschaft zur Erbin einer deutschen Tradition, die in neuen Kontext umformuliert wird.

Der Deutschlandbezug läßt sich auch auf Gebieten erkennen, die mit dem Selbstverständnis der Nation sehr eng zusammenhängen. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erlebt man in Frankreich eine radikale, wenn auch vorübergehende Umwandlung der Literaturwissenschaft und der Nationalphilologie. Ein bisher kaum vorhandenes Interesse für die mittelalterliche Literatur, für die verschiedenen Dialekte, die sie benutzt hat, bemächtigt sich der Literaturwissenschaftler. Gaston Paris und Paul Meyer verkörpern am besten diese neue Richtung der Literaturwissenschaft, die zur Neuentdeckung der großen Literaturdenkmäler des Mittelalters führt. Dieses wissenschaftliche Interesse ist wieder einmal mit der Einwirkung der deutschen Diskussion auf die französische Bühne zu verbinden. Gaston Paris hatte sich als Wissenschaftler Anerkennung verschafft, indem er die *Grammatik der romanischen Sprachen* des Romanisten Friedrich Diez ins Französische übertrug. Gaston Paris, der in Bonn und Göttingen studiert hatte, hob im Vorwort seine Beziehungen zum Begründer der Romanistik hervor. Die Romanistik als deutsche Wissenschaft<sup>22</sup> wurde hiermit nach Frankreich importiert.

Ein gewisses Paradoxon besteht darin, daß die Romanistik ziemlich anti-französisch orientiert war. Diez, der an den Befreiungskriegen persönlich teilgenommen hatte, bemühte sich, indem er die Funktion der Sprache als Grundlage der Kultur betonte, um eine Relativierung der französischen Kulturgeschichte. Diese wurde mit dem Rätoromanischen oder mit den Dialekten Sardiniens auf eine Stufe gesetzt. In der Romania verloren die einzelnen Traditionen ihre Eigenständigkeit. Frankreich war insbesondere nicht mehr das Gebiet einer europaweit tonangebenden klassischen Tradi-

21 F. Bopp, *Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l'arménien, etc...*, traduite sur la 2e édition et précédée d'une introduction par Michel Bréal, Paris 1866–1874, 5Bde.

22 W. Hirdt (Hrsg.), *Romanistik. Eine Bonner Erfindung*, 2 Bde., Bonn 1993.

tion, sondern der Raum mit noch unsicheren Grenzen, in dem sich eine Vielfalt literarischer Traditionen entfaltet hatten.

Allerdings waren Paul Meyer und Gaston Paris als Herausgeber der Zeitschrift *Romania* keineswegs ohne Vorgänger. Seit den Benediktinern des 18. Jahrhunderts, die in ihrer Eigenschaft als Entzifferer und Bewahrer der ältesten Urkunden eine monumentale Geschichte der französischen Literatur als Quellensammlung edierten, seit der *Ecole des Chartes*, die ab den 1820er Jahren Archivare mit Kenntnissen der altfranzösischen Dialekte als künftige Herausgeber historischer Quellensammlungen ausbildete, hatte sich eine französische Tradition der philologischen Auswertung alter Texte etabliert. Es darf also nicht so erscheinen, als ob sich der Import der deutschen *Romania* ohne günstigen Aufnahmekontext abgespielt hätte. Eine Konsequenz dieses Aufnahmekontextes war übrigens eine Umformulierung des deutschen romanistischen Ansatzes. Während in Deutschland der Raum der *Romania* als Ganzes erfaßt werden mußte, begnügten sich die französischen Romanisten mit einer Eingrenzung auf den nationalen Raum. Es ging darum, die dem französischen Territorium entsprechenden Traditionen zu durchleuchten und keineswegs um eine Untersuchung etwa des spanischen oder italienischen Mittelalters. Nur ein Element der deutschen Tradition wurde beibehalten. Die Romanisten, wenn sie sich auf den französischen Raum einschränkten, vollzogen jedoch dessen Zerstückelung. Im Gegensatz zu der seit Batteux oder Laharpe vorherrschenden Vorstellung einer zentralisierten Literatur, die von Paris aus in die Provinz ausstrahlte und ihre unwandelbare Rhetorik durchsetzte, machte sich ein neuer Literaturbegriff geltend. Die Vielfalt der französischen Provinzen war jeweils mit einem besonderen Dialekt und mit einer eigenen Geschichte verknüpft, die den nationalen Rahmen sprengten. In den 1880er Jahren wurde eine Reihe von Lehrstühlen begründet, deren Inhaber mit der Erforschung einer sprachlichen und historischen Tradition der jeweiligen Provinz beauftragt wurden.<sup>23</sup>

In den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts wurden die Deutschlandreisen der französischen Gelehrten häufiger. Die Absolventen der anspruchsvollsten Bildungsanstalten wurden nicht wie sonst nach Rom geschickt um sich weiterzubilden, sondern sie gingen nach Deutschland. Berlin und Leipzig gehörten zu den meistbesuchten Universitäten. Auch wenn die Abschlußberichte der Studenten eindeutig zeigen, daß sie mit großer Aufmerksamkeit den Lehrbetrieb der einzelnen Universitäten verfolgten, so zeigten sie auch eine gewisse Distanz zum Modell, das es nicht

---

23 Zitiert sei das Beispiel der Universität Montpellier, an welcher Anatole Boucherie und Camille Chabaneau ab 1878 die nordfranzösischen und südfranzösischen Dialekte unterrichteten.

nachzuahmen, sondern zu verarbeiten galt.<sup>24</sup> Zu den großen Deutschlandreisenden zählt etwa Durkheim, der bei Wilhelm Wundt entscheidende Impulse für seine Erarbeitung der sogenannten französischen Soziologie gefunden haben könnte. Die Vorstellung, daß der Sozialkörper als Ganzes, als kollektive Psyche reguliert wird, dürfte ihre Wurzeln bei Wundt haben. Die Rezensionen der Zeitschrift *L'Année sociologique*, die die bibliographische Grundlage für die Gründung der neuen Disziplin gestalten sollte, zeigen mit welcher Akribie der Kreis von Wissenschaftlern um Durkheim die deutschen Abhandlungen auf allen Gebieten der Geisteswissenschaft unter dem Gesichtspunkt der entstehenden Soziologie untersuchte. Der Schüler von Durkheim Célestin Bouglé kam gar von Deutschland mit einem kleinen Buch zurück, in dem er seine Erfahrungen beschrieb.<sup>25</sup> Daß die Psychologen sich ebenfalls von Wundt<sup>26</sup>, die Kunstwissenschaftler von Anton Springer und die Geographen von Friedrich Ratzel inspirieren ließen, ändert nichts an der Tatsache, daß die soziale Akzentuierung ein wichtiges Moment des Aneignungsprozesses gewesen ist. Die Verarbeitung deutscher Impulse ist sicher ein Hauptmerkmal der Geisteswissenschaften um die Jahrhundertwende. Lucien Lévy Bruhl, der sich um die französische Ethnologie besonders verdient machte, hatte eine deutsche Kulturgeschichte und eine Darstellung der irrationalistischen Philosophie Jacobis auf den Markt gesetzt, bevor er sich der „primitiven Seele“ und dem angeblich vorlogischen Stadium der Menschheit zuwandte.<sup>27</sup>

Die Historiker hatten mit Aufmerksamkeit die Debatte um Lamprechts Kulturgeschichte verfolgt. Zu den Zeitschriften, die die Beobachtung der deutschen Debatte am besten widerspiegeln, gehört sicher die *Revue de Synthèse*, die von dem Elsässer jüdischer Herkunft Henri Berr<sup>28</sup> herausgegeben wurde und mit Lamprecht wenigstens die Hoffnung auf eine umfassende „Geisteswissenschaft“ teilte. Auch wenn man den wissenschaftstheoretischen Bruch, der mit den *Annales* erfolgte, betonen will, kann man die theoretischen Auseinandersetzungen mit deutscher Geschichtstheorie in den ersten Nummern der *Revue de Synthèse* doch nicht übersehen.

Oft wird behauptet, daß die klassische deutsche Philosophie einer spekulativen Auseinandersetzung mit der von der Französischen Revolution

24 Vgl. Ch. Charle, *L'élite universitaire française et le système universitaire allemand (1880–1900)*, in: M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe–XXe siècle)*, Paris 1988, S. 345–358; ders., *La République des universitaires (1870–1940)*, Paris 1994.

25 J. Breton, *Notes d'un étudiant français en Allemagne*, Heidelberg, Berlin, Leipzig, München, Paris 1895.

26 W. Wundt, *La „psychologie des peuples“ et l'histoire culturelle*, in: *Revue germanique internationale* 1998, H. 10, S. 79–91.

27 M. Espagne, *Lucien Lévy-Bruhl et les études germaniques*, in: P. Schöttler/P. Veit/M. Werner (Hrsg.), *Plurales Deutschland – Allemagne Plurielle*. Göttingen 1999, S. 258–267.

28 A. Biard/D. Bourel/E. Brian (Hrsg.), *Henri Berr et la culture du XXe siècle*, Paris 1997.

markierten historischen Zäsur entspreche. Man möchte in der Wahrnehmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts dieses Modell umkehren und behaupten, daß die französischen Geistes- und Sozialwissenschaften der Zeit einer weitausholenden Auseinandersetzung mit der deutschen Psychologie, Philosophie, mit den Staatswissenschaften entsprechen.

Erst vor diesem Hintergrund kann die Entstehung einer französischen Germanistik verstanden werden, die in ihren Anfängen alles andere als eine Form der Literaturbetrachtung sein möchte.<sup>29</sup> Oder besser gesagt, die Erschließung der deutschen Literatur ist nur ein Moment der neuen Fachrichtung gewesen, die sich sonst in der Rückbesinnung auf deutsche Wurzeln der Geisteswissenschaften erschöpft. So ist etwa Charles Andlers Interesse für die Ursprünge des deutschen Staatssozialismus<sup>30</sup> oder für eine Nietzsche-Philosophie, die er als Bilanz des 19. Jahrhunderts sieht, zu verstehen. Wenn man den Namen Henri Lichtenberger vielleicht übergehen kann, der auf mondäne Anerkennung erpicht war, und das breite Spektrum der Kulturgeschichte als eine Aufforderung, sich auf alle möglichen Gebiete zu begeben, interpretierte, so soll neben Charles Andler doch Victor Basch erwähnt werden. Dieser Gelehrte jüdisch-ungarischer Herkunft bemühte sich sein Leben lang um die Einführung der deutschen Ästhetik in Frankreich und setzte sich parallel dazu für allgemein menschliche Unternehmen ein wie die Verteidigung des Hauptmanns Dreyfus oder für die Gesellschaft der Menschenrechte. Es wäre sicher falsch, die französische Germanistik in ihren Anfängen als Beobachtungsposten einer Feindesmacht zu verstehen. Andererseits spielt ein Verdachtsmoment gegenüber den ersten Germanisten, die gleichzeitig zum deutschen Kulturraum gehören (als Elsässer, als ungarischer Jude) und außerhalb desselben ihre Tätigkeit entfalten, eine unübersehbare Rolle. Die Hauptwurzel jener neuen Disziplin würde ich aber in dem Bedürfnis nach einer Institutionalisierung des Deutschlandbezugs in den Geisteswissenschaften sehen.

### Das Beispiel der Philosophie

Unter den akademischen Fächern hat die Philosophie, wenigstens im französischen Sprachbereich eine sehr eigenartige Funktion. Sie ist die notwendige Krönung einer ganzen hierarchischen Ordnung des Wissens.<sup>31</sup> Außerdem hat sie seit dem 19. Jahrhundert die Funktion einer religionsfreien bürgerlichen Moral. Sie entspricht sozusagen der Ausbildung zur auserwählten Schicht der höheren Staatsbürger. Deshalb spielt sie eine nicht unbeträchtliche Rolle in der Bewahrung des Gleichgewichts des

29 M. Espagne/M. Werner (Hrsg.), *Les études germaniques en France (1900–1970)*, Paris 1994.

30 Ch. Andler, *Les origines du socialisme d'Etat en Allemagne*, Paris 1897.

31 J.-L. Fabiani, *Les philosophes de la république*, Paris 1988; J. Bouveresse, *Le philosophe chez les autophages*, Paris 1984.

Staatsgebäudes. Wer sich mit der Konstruktion der französischen Nation im 19. Jahrhundert auseinandersetzt, muß es notwendigerweise mit dem Philosophieunterricht zu tun bekommen. Sehr charakteristisch für das Fach ist jedoch die Ablehnung der Selbsthistorisierung. Wer ewige Ideen, etwa das Schöne, das Gute, das Wahre zu vertreten beansprucht, kann sie nicht historisch relativieren, Übergangsformen in der Überlieferung der ewigen wenn auch untheologischen Botschaft unterscheiden. Die verbeamteten Philosophen des preußischen Staats hat Frankreich etwas später erlebt. Der staatspolitische Auftrag war ungefähr derselbe geblieben. Alle wichtigen Philosophen des französischen 19. Jahrhunderts waren zwar nicht Lehrstuhlinhaber. Von Auguste Comte über Cournot bis hin zu H. Taine findet man Persönlichkeiten, deren Lehre sich außerhalb jedes Hörsaals eines großen Anklangs erfreute. Diejenigen aber, die den akademischen Unterricht erteilten, kennzeichnet ein problematischer Bezug zur deutschen Philosophie.

An erster Stelle muß der Name Cousin erwähnt werden.<sup>32</sup> Victor Cousin hatte in seinen verschiedenen Ämtern als Professor an der Sorbonne oder als Bildungsminister die Aufsicht über die Ernennung der Philosophielehrer im Sekundarunterricht wie an den Universitäten von den frühen 1830er bis zu den 1860er Jahren. Seine persönliche Legitimation als Philosoph führte er darauf zurück, daß er persönliche Beziehungen zu den führenden Figuren der deutschen Philosophie und zu deren Schülern unterhielt. Es ging ihm keineswegs darum, ein treues Abbild dieser Philosophie nach Frankreich zu importieren, sondern äußeres Material zu suchen, um die politische Ordnung der Dinge rechtfertigen zu können. Zu diesem Zwecke konnte die Hegelsche Philosophie umformuliert werden. Es geschah zum ersten Mal in der 1828 von Victor Cousin gehaltenen Vorlesung und anschließend immer wieder. Cousin war sich bewußt, daß die deutsche Philosophie, die er nach Frankreich verpflanzen wollte, kein reiner Import einer Vorlage werden sollte. Seine Schüler wurden aber durch sein Beispiel dazu angespornt, die ersten richtigen Übersetzungen vorzunehmen und sorgten für eine echte Vermittlung. Trotz einiger Untersuchungen bleibt Cousins Gedankenwelt ziemlich unerforscht. Manche haben sich mit der Feststellung begnügt, sein Verständnis der deutschen Philosophie sei lückenhaft und sich gar nicht mit der Analyse eines seltsamen Synkretismus zwischen deutschem Impuls und der Tradition der französischen Aufklärungsphilosophie auseinandergesetzt. Andererseits sind die Wege, die Cousin benutzte, um seine Herrschaft über die französische Universität zu sichern, die Impulse aus Deutschland zu filtern, noch weitgehend unbekannt. Sie werden es auch bleiben, solange die etwa 5000 Briefe an ihn noch unedierte sind.

---

32 Vgl. P. Vermeren, Victor Cousin. Le jeu de la philosophie et de l'Etat, Paris 1995.

Um das Bild der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert zu ergänzen, muß man noch die umfangreiche Kant-Rezeption erwähnen. Dadurch daß Kant zum ersten Mal von den sogenannten deutschen Jakobinern nach Paris gebracht und im Umkreis des Abbé Sieyès verbreitet wurde,<sup>33</sup> hat er etwas mit einer Gründungsepisode der Nationalgeschichte zu tun. Gerade in der Zeit der Rückbesinnung auf die Ursprünge der Nationalidentität, in den ersten Jahrzehnten der Dritten Republik, zwischen dem deutsch-französischen Krieg und der Jahrhundertwende wurde die Kantische Philosophie zur offiziellen Ideologie des französischen Staats. Insbesondere die Moral ersetzte die Religion. Ein noch nicht zusammengestelltes Verzeichnis des Unterrichts über Kant in diesem Zeitabschnitt würde die damit vollzogene Umdeutung durch Politisierung der Kantischen Lehre zeigen. Wir haben es mit einer im Grunde paradoxen Konstellation zu tun, in welcher die Krone der nationalen Wissenschaft sich als Umformulierung eines Imports erweist.

Der Bezug auf die deutsche Philosophie war unter den Lehrstuhlinhabern an der Sorbonne zwischen Mitte des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts eine Selbstverständlichkeit, die von den Wissenschaftshistorikern nicht immer richtig akzentuiert wurde. Nehmen wir zunächst das Beispiel von Edme Caro (1826–1887), der seit 1854 in Paris lehrte und seit 1864 einen Lehrstuhl als außerordentlicher Professor an der Sorbonne innehatte. Er hatte 1852 seine Doktorarbeit der Figur des Böhme-Übersetzers Saint Martin gewidmet<sup>34</sup> und wird als Vertreter eines radikalen Spiritualismus betrachtet. In seinem Werk müssen wenigstens zwei Veröffentlichungen hervorgehoben werden, welche sein Interesse für die deutsche Philosophie illustrieren. Caro hat ein Buch über die sogenannten Pessimisten des 19. Jahrhunderts publiziert, wobei besonders Schopenhauer und Hartmann ins Auge gefaßt werden.<sup>35</sup> Außerdem ist er der Verfasser eines dicken Buchs über die Goethesche Philosophie, das zu den Meilensteinen der französischen Goetherezeption gehört. Auch wenn man seine spiritualistischen Neigungen schwer bestreiten kann, würde doch sein Goethe-Buch<sup>36</sup> für eine differenziertere Wahrnehmung seiner Wirkung sprechen.

Zu einer späteren Generation gehört schon Emile Boutroux (1845–1921), der vor allem um die Jahrhundertwende einen entscheidenden Einfluß auf das philosophische Fach in Paris hatte. Boutroux war 1868 nach der Auswahlprüfung (*agrégation*) auf eine Studienreise nach Heidelberg gegangen. Dieser Deutschlandaufenthalt findet eindeutig vor der großen Welle der Deutschlandreisen französischer Akademiker am Ende des

33 F. Azouvi/Dominique Bourel, De Königsberg à Paris. La réception de Kant en France (1788–1804), Paris 1991.

34 E. Marie Caro, Du mysticisme au XVIII<sup>e</sup> siècle. Essai sur la vie et la doctrine de Saint-Martin, le philosophe inconnu, Paris 1852.

35 Ders., Le pessimisme au XIX<sup>e</sup> siècle. Leopardi, Schopenhauer, Paris<sup>2</sup> 1880.

36 Ders., La philosophie de Goethe, Paris 1866.

Jahrhunderts statt und ist um so wichtiger als Zeichen eines speziellen Interesses. Boutroux unterrichtet in Paris ab 1885 und spielt als Gutachter, Doktorvater, Mitglied vieler Prüfungsausschüsse eine zentrale Rolle im akademischen Betrieb. 1926 wurde unter seinem Namen eine Sammlung von Aufsätzen über die deutsche Philosophie publiziert, die teilweise vor dem Weltkrieg teilweise während des Krieges geschrieben wurden. Als erster Beitrag kommt eine Einleitung zur Übersetzung von Eduard Zellers Theorie der Philosophiegeschichte. Schon da zeigt sich Boutroux bemüht, eine Ergänzung von französischen und deutschen Positionen zu konstruieren:

„Hier finden wir das Merkmal des deutschen Geistes wieder, das zwischen dem Ganzen und dem Teil ein Mittel-Zweck-Verhältnis etabliert und im Individuum als solchem nur eine Negation und eine Übergangsform des Seins erkennt [...] Für uns bleibt der freie Wille Selbstzweck, ein Attribut, das für sich zu erscheinen und sich zu behaupten verdient und gleichzeitig eine Kraft, deren Wirkung die historische Kontinuität mehr oder weniger endgültig unterbrechen kann.“<sup>37</sup>

Noch im Mai 1914 hielt Emile Boutroux einen Vortrag an der Universität Berlin, in welchem er für eine Ergänzung von „deutschem und französischem Geist“ durch Übertragung und Übersetzung plädierte und über seine eigene Praxis theoretisierte:

„Wenn man über das Studium einer Fremdsprache reflektiert lernt man nicht nur sich in der Fremdsprache ausdrücken, sondern, was nicht weniger wertvoll ist, seine eigene Sprache befruchten, daß sie nach ihren eigenen Regeln und ihrer eigenen Natur entsprechend Sachen ausdrücken kann, woran unsere Ahnen gar nicht gedacht hatten [...] Der alte griechische Spruch bleibt durchaus richtig und vorbildlich, 'Wie soll man es erreichen, daß das Ganze einheitlich sei und daß jeder Teil ein Ganzes sei?'“<sup>38</sup>

Kaum ein paar Monate später schrieb Boutroux selbst kriegspropagandistische Aufsätze.

Ein drittes Beispiel wäre Léon Brunschvicg (1869–1944) ein elsässischer Jude, der 1897 seine Doktorarbeit über die Kategorie des Urteils ge-

37 „Nous retrouvons ici le trait distinctif de l'esprit allemand, qui établit entre le tout et la partie un rapport de fin à moyen, et qui ne voit dans l'individuel, comme tel, qu'une négation et une forme provisoire de l'être [...] Pour nous, le libre arbitre individuel est une fin en soi, un attribut qui mérite de se manifester et de subsister pour lui-même, et en même temps une puissance dont l'action est capable de rompre, plus ou moins définitivement, le fil de la continuité historique.“(Emile Boutroux, *Études d'histoire de la philosophie allemande*, Paris 1926, S. 29-30).

38 „Lorsque l'on étudie avec réflexion une langue étrangère on apprend non seulement à s'exprimer dans cette langue, mais, chose non moins précieuse, à travailler sa propre langue, de manière à lui faire dire, naturellement et selon son génie propre, des choses auxquelles nos ancêtres n'avaient pas songé [...] Elle demeure vraie, belle et digne d'être proposée comme règle cette antique maxime grecque „Comment faire pour que le tout soit un, et que chaque partie soit un tout?“ (Ebenda, S. 193).

schrieben hatte<sup>39</sup> und ab 1909 an der Universität Paris lehrte. Sein rationalistisch-idealistisches Denken blieb der Kantischen Lehre verpflichtet, und es wird überliefert, er hätte unter seinen Mitschülern der *Ecole normale supérieure* Seminare veranstaltet, in denen die deutschen Sprachkenntnisse der Studenten anhand der Kantischen Schriften verbessert werden sollten. Drei Generationen von tonangebenden Philosophieprofessoren der Sorbonne verstanden offensichtlich ihren Unterricht als eine Auseinandersetzung mit deutschen Importen.

Im 20. Jahrhundert ist die französische Philosophie nicht weniger abhängig von deutschen Impulsen als im Jahrhundert zuvor. Von Nietzsche darf in diesem Zusammenhang höchstens seit dem Zweiten Weltkrieg die Rede sein, da Nietzsche seit der Jahrhundertwende eher ein Gegenstand der germanistischen Literaturwissenschaft gewesen ist. Im 20. Jahrhundert überwiegt die Entdeckung der Phänomenologie Husserlscher und Heideggerscher Prägung. Sartre könnte ein Paradigma für diese Rezeption darstellen. Über die einzelnen Rezeptionsmechanismen hinaus dient dieser neue Impuls als Ausgangspunkt von Umdeutungen der älteren Tradition. Zu den tonangebenden Philosophie- oder Soziologieprofessoren der Zwischenkriegszeit zählen eine Reihe von Ausländern, die einen Teil ihres Studiums in deutschsprachigen Ländern absolviert haben. Erstaunlich viele Russen spielten dabei eine zentrale Rolle. Genannt seien Alexandre Koyré, Alexandre Kojève, Georges Gurvitch. Sie haben bei Husserl in Göttingen oder Freiburg gehört. Sie waren in Heidelberg oder Leipzig. Das Bild der klassischen deutschen Philosophie, das sie erarbeitet haben, war zunächst einmal durch die russische Philosophie der Jahrhundertwende und ihre Kombination von Schellings Naturphilosophie und orthodoxer Theologie geprägt.<sup>40</sup> Dies war eine nicht ungünstige Einführung in die deutsche Diskussion der Zeit und in die Entdeckung von Husserl, Heidegger und anderen. Sie blieben aber nicht in Deutschland und gingen weiter nach Paris, wo sie nach einer schwierigen Anfangszeit sich an den Universitäten niederlassen konnten. Das Paradebeispiel für diese Entwicklung wäre sicher die Laufbahn Alexandre Kojèves, der in seinem berühmten Seminar der 1930er Jahre die *Phänomenologie des Geistes* vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte und mit Begriffen, die er von der deutschen Diskussion übernahm, interpretierte.<sup>41</sup> Hegel lesen und auch übersetzen, wie Jean Hippolyte es tat, hieß, dies mit diesem russisch-phänomenologischen Interpretationsschema unternehmen. Nur die wenigsten, wie etwa der Soziologe Georges Gurvitch, der vor seiner Ankunft in Frankreich eine Fichte-

39 L. Brunschvicg, *La modalité du jugement*, Paris 1877.

40 A. Kojevnikoff, *La métaphysique religieuse* de Vl. Soloviev, in: *Revue d'histoire et de philosophie religieuse* 14 (1934) H. 6, S. 534-544; 15 (1935), H. 1-2, 1935, S. 110-152.

41 D. Auffret, *Alexandre Kojève. La philosophie, l'Etat, la fin de l'histoire*, Paris 1990.

Interpretation in deutscher Sprache lieferte<sup>42</sup>, haben der zeitgenössischen deutschen Philosophie ein Buch gewidmet. Meistens geben sie in ihren französischen Arbeiten ein klares Zeugnis von diesem begrifflichen Hintergrund. So der Wissenschaftshistoriker Alexandre Koyré<sup>43</sup>, der vor seiner Übersiedlung nach Frankreich bei Husserl promovieren wollte und eine Richtung der Wissenschaftsgeschichte vertritt, die der Husserlschen Wesensschau sehr verpflichtet ist. Über den Umweg des Russen Koyré wird die deutsche Philosophie in Frankreich beheimatet. Koyré hatte sich übrigens dafür eingesetzt, daß Husserl Vorlesungen an der Sorbonne halten konnte und sie anschließend in Frankreich publizierte. Zu dieser Tradition gehört mit Bestimmtheit auch der jüngere Emmanuel Levinas, der Vertreter einer jüdischen Philosophie, der aus Litauen über Freiburg im Breisgau nach Frankreich kam und zur Einführung der deutschen Phänomenologie in Frankreich beitrug.

Diese des Deutschen durchaus mächtigen Russen hätten vielleicht ihren Ahnen in Emile Meyerson (1859–1933) anerkannt, der ebenfalls aus Rußland nach Frankreich über Deutschland gekommen war, wo er an verschiedenen Universitäten Chemie und sicher auch Philosophie studiert hatte. Seine Werke, welche die französische Wissenschaftstheorie seit den 1920er Jahren eindeutig geprägt haben<sup>44</sup>, vermitteln sehr präzise Kenntnisse der Hegelschen Logik, der Schellingschen Philosophie unter dem Aspekt des einzuschränkenden Irrationalismus. Sehr bemerkenswert an diesen Vermittlern, die eine Dreiecksbeziehung Deutschland – Frankreich – Rußland im Bereich der Philosophie illustrieren, ist in den meisten Fällen ihre jüdische Herkunft, die mehr (Levinas) oder weniger (Gurwitsch) beansprucht wird. Emile Meyerson, der keinen Lehrstuhl hatte, aber als Kern einer noch unerforschten Vernetzung von Emigranten und Deutschlandkennern in den 1920er und 1930er Jahre zu betrachten ist, hatte in dem philosophischen Kulturtransfer eine heimlich koordinierende Funktion. Unter durchaus anderen Bedingungen als Victor Cousin – die Anpassung an den politischen Hintergrund des französischen Staats war bei ihnen nicht so zentral – konstruierten diese in Deutschland geschalteten jüdischen Russen eine französische Philosophie, die das Land eventuell später gegen die deutsche Philosophie ausspielen konnte.

42 G. Gurwitsch, *Fichtes System der konkreten Ethik*, Tübingen 1924.

43 G. Jorland, *La science dans la philosophie. Les recherches épistémologiques d'A. Koyré*, Paris 1981; P. Redondi, *Alexandre Koyré. De la mystique à la science. Cours, conférences et documents 1922–1962*, Paris 1986; C. Vinti (Hrsg.), *Alexandre Koyré. L'avventura intellettuale*, Napoli 1994.

44 Vgl. insbesondere E. Meyerson, *De l'explication dans les sciences*, Paris 1921.

### Die Folgen der Transferforschung für die Geschichtsschreibung

Aus der Transferforschung ergeben sich einzelne Konsequenzen für die Geschichtsschreibung. Die Geschichtsschreibung, die sich aus der Transferforschung ergibt, erfüllt zunächst keinen Legitimationsauftrag einer sich selbst als Identität wahrnehmenden Gruppe. Sie kann höchstens zeigen, inwieweit die Konstruktionsmechanismen dieser Identität durch äußere Einwirkungen in Gang gebracht werden. Es geht darum, eine Geschichte der Berührungspunkte und Artikulationsformen unterschiedlicher Kulturräume zu gestalten. Invieler Hinsicht bleiben solche Untersuchungen *Desiderata* der Forschung. Eine europäische oder auch nur deutsch-französische Literaturgeschichte gibt es nicht und kann es nicht geben, solange die verschiedenen Perioden wie Aufklärung und *lumières* oder Symbolismus und *symbolismes* parallelisiert werden. Weit wichtiger als diese Parallelisierung scheint mir das Verzeichnis der gegenseitigen Austauschprozeduren. Die Herdersche oder die Humboldtsche Philosophie lassen sich ohne scharfe Reaktion auf die sensualistische Philosophie der französischen Aufklärung nicht denken. Umgekehrt hat die französische Romantik über die Vermittlung von Frau von Staëls *De l'Allemagne* entscheidende Impulse erhalten. Die Erfolge der großen russischen Romane, die in den 1880er Jahren von Melchior de Vogüé in Frankreich eingeführt wurden, sind eine Antwort auf den Materialismus, mit dem die wirtschaftlich und militärisch überlegene deutsche Kultur der Zeit identifiziert wird.

Die Geschichte der Literatur wird selbst in den jeweiligen Ländern unter Berücksichtigung der im Nachbarland erarbeiteten Methoden entwickelt. Die Historisierung der eigenen literarischen Tradition erfolgt nicht ohne Seitenblick auf die Literaturgeschichte des Nachbarlandes. So zum Beispiel die vom Deutschen Michael Huber zusammengestellte 1766 in Paris erschienene Anthologie der deutschen Lyrik. Eines der wichtigsten Werke der Literaturgeschichtsschreibung ist sicher Friedrich Bouterweks *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit*. Nun ist es aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich eine Grundlage der Literaturgeschichtsschreibung gewesen. Der der französischen Geschichte gewidmete Teil wurde bald übersetzt bzw. nachgeahmt. Diese Variationen sind übrigens einem Übersetzer und Literaturkritiker deutscher Herkunft, Loève Veimars, zu verdanken, der E. T. A. Hoffmann und Heinrich Heine in Frankreich einführte.<sup>45</sup> Eine Übersetzung des Bandes über die spanische Literaturgeschichte wurde bald ins Französische übersetzt und war eine der ersten spanischen Literaturgeschichten in französischer Sprache.<sup>46</sup>

45 Loève-Veimars, *Résumé de l'histoire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours*, Paris 1825.

46 *Histoire de la littérature espagnole*, traduite de l'allemand de M. Bouterwek par le traducteur des lettres de Jean Muller (Mme de Streck) Paris 1812, 2 Bde.

Edgar Quinet und Jules Michelet gehören zu den ersten Kulturhistorikern. Quinet hat durch seine Übersetzung von Herders *Ideen* für die Verbreitung einer Geschichtsauffassung gewirkt, die durch das ganze 19. Jahrhundert zu treffen ist. Man müßte noch auf die Hegelschen Wurzeln der Definition von Kulturgeschichte bei H. Taine hinweisen. Dessen englische Literaturgeschichte, die im ausgehenden 19. Jahrhundert auch als Modell für die französische Literaturgeschichte benutzt wurde, ist ohne diesen philosophischen Hintergrund schwer zu verstehen. So hat man es im Bereich der Literaturgeschichte, ja sogar der Geschichte der Nationalliteratur mit einem Wechselspiel von Rückbesinnung auf die eigene Tradition und Reaktion auf Fremdeinwirkungen zu tun. Gerade die Beschreibung dieses Wechselspiels sollte zum neuen Gegenstand einer europäischen Literaturgeschichtsschreibung werden.

Eine ähnliche Untersuchung der interkulturellen Beziehungen und ihrer eigenen Geschichte müßte noch in vielen Gebieten der Geschichtsschreibung unternommen werden. Es geht dabei wohlgemerkt nicht um eine politische Beschreibung der zwischenstaatlichen Beziehungen, die es immer gegeben hat, sondern um eine Erkundung des Fremden im jeweils Eigenen. In den meisten Gebieten der Geisteswissenschaften, von der Philosophie bis zur Kunstgeschichte, stellt eine solche Untersuchung noch aus.

Die vergleichende Geschichte und die Transferforschung sind unterschiedliche Forschungsrichtungen. Der Vergleich schlägt zwar Brücken zwischen heterogenen Gebieten. Dies erfolgt aber um den Preis einer Festlegung der zu vergleichenden Momente auf unterschiedliche Positionen. Die vielfachen Verflechtungen bleiben unberücksichtigt, obwohl sie für die Dynamik des Ganzen eigentlich mehr bedeuten als die einzelnen Seiten. Außerdem bleibt ein Vergleich zwecklos, solange er nicht zu einer Versöhrung führt, zu einer historischen Schicht, auf welcher der Gegensatz aufgehoben wird. Bei Carlo Ginzburg etwa weist der Vergleich zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen der Hexen und Giftmischer in Europa<sup>47</sup> auf ein indogermanisches oder noch früheres Fundament, dessen spekulative Rekonstruktion die unterschiedlichen Erscheinungsformen in eine gemeinsame Urgeschichte einbindet.

Die Vergleiche zwischen den Geisteswissenschaften in Deutschland und Frankreich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts bleiben ohne jede Tragweite, beziehungsweise nähren Vorurteile über die angebliche Überlegenheit einer oder der anderen Seite auf diesem oder jenem Punkt, solange nicht gezeigt wird, welche Abgrenzungsmechanismen den Unterschied produziert haben. Der Vergleich zwischen der deutschen und französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts verliert jede Bedeutung, solange nicht darüber reflektiert wurde, was der Import einer fremden Lehre in einen eher politisch denkenden Zusammenhang bei der Umformulierung des

---

47 C. Ginzburg, *Le sabbat des sorcières*, Paris 1992.

neuen Zusammenhangs bewirkt. Was einfachheitshalber als Vergleich oder Komparatistik bezeichnet wird, entspricht zuweilen einem ganz anderen theoretischen Horizont. Was die Komparatisten tun, wenn sie sich mit der Rezeption etwa Nietzsches im ausgehenden 19. Jahrhundert oder Sartres im Nachkriegsdeutschland befassen und nicht nur die Verwandtschaft der Themen, sondern die Vermittler, die Buchgeschichte und Ähnliches untersuchen, geht weit über die reine Komparatistik hinaus in die Richtung der Transferforschung. Meist begnügen sich allerdings die Komparatisten mit der Feststellung, Vor- und Abbild seien unterschiedlicher Qualität, beziehungsweise, das Abbild sei ein Substanzverlust des Vorbildes. Die Transferforschung kann also ohne ein Moment des Vergleichs nicht auskommen, es ist aber nur eine erste Stufe auf dem Weg zu einer Historisierung und Überwindung oder Prozessualisierung der Gegensätze und Parallelisierungen. Der Topos einer philosophischen Rezeption der französischen Geschichte um 1800, der französische Versuch, durch die sozialen Lehren der Frühsozialisten auf die Hegelsche Philosophie zu reagieren, die Tendenz mancher Historiker des 19. Jahrhunderts, die französische Revolution im Licht der deutschen Philosophie, beispielsweise der politischen Schriften Fichtes zu erklären, weisen schon in die Richtung der Transferforschung.

Es ist von einzelnen Historikern schon bemängelt worden, die französische Geschichtsschreibung sei nicht komparatistisch genug orientiert. Die Geschichte der Komparatistik im 19. Jahrhundert, die als der Vergleich der französischen Literatur mit den Nachbarliteraturen darauf hinaus lief, daß Frankreich eine Art Gleichgewicht darstelle, straft diese Behauptung Lügen. Richtiger wäre die Beobachtung, daß der Vergleich ein elementares Moment der Geschichtsschreibung ist, das überwunden werden sollte. Wenn man die Methodik des Vergleichs in den Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt beobachtet, so muß man feststellen, daß die Gegenüberstellung der einzelnen indogermanischen Sprachen eine etwas archaische Perspektive darstellt. Weit fortschrittlicher ist etwa die Suche nach gegenseitiger Kontaminierung der Sprachen und Sitten der indimischen Völker, wie sie von Franz Boas um die Jahrhundertwende vorgenommen wurde. Die Sprachwissenschaft hat das Modell der vergleichenden Grammatik schon überwunden. Die Ethnologie hat das Modell der gegenseitigen Kontaminierung noch nicht zu seinen letzten Konsequenzen geführt. Die Geschichtswissenschaft, gerade wenn sie eine kulturanthropologische Dimension beansprucht, kann schlecht das leicht überholte Modell des reinen Vergleichs beschwören, es sei denn, sie habe die Phase der reinen Legitimationswissenschaft nur zum Schein überwunden.

Nicht übersehen werden dürfte bei der Transferforschung die Möglichkeit einer Instrumentalisierung zugunsten der Betonung nationaler Anliegen. Wer etwa behauptet, daß die französischen Geisteswissenschaften im

19. Jahrhundert von der Philologie über die Geschichtsschreibung bis hin zur Philosophie ohne Auseinandersetzung mit den deutschsprachigen Universitäten zu verstehen sind, setzt keine Abhängigkeit voraus. Wer vermutet, daß sich Herders und vor allem Humboldts Bildungsbegriff ohne Bezug auf die französische Aufklärungsphilosophie besonders in ihrer sprachphilosophischen Dimension nicht entwickelt hätten, meint damit nicht, daß die Bildung bloß eine Fortsetzung der Debatten um die sensualistische Philosophie des 18. Jahrhunderts sei. In beiden Fällen wird nur behauptet, daß die Ursprünge der einzelnen Geisteswissenschaften auf einer Ebene zu suchen seien, wo ein reger Austausch zwischen einzelnen Stellen stattfindet, ja daß dieser Austausch nicht alles einebnet, sondern Zäsuren schafft und vertieft. Die Frage ist nicht die nach Überbrückung naturgegebener Gegensätze, sondern nach den Prinzipien, nach denen ein einheitlicher, einigermaßen homogener Unterbau Differenzierungsmechanismen in Gang bringt und Zäsuren ermöglicht. Es ist von Ethnologen beobachtet worden, daß Differenzierungen zwischen Stämmen eigentlich die Kohärenz einer höheren Einheit sichern. Dieselbe Arbeitsteilung scheint zwischen Deutschland und Frankreich stattgefunden zu haben, ohne daß die Vorherrschaft eines Paradigmas in diesem andauernden Verkehr nachgewiesen werden könnte. Jeder Versuch, die Transferforschung im Sinne einer übergreifenden Kulturpolitik auszunutzen, führt direkt in die Sackgasse des kulturellen Emanationsmodells längst vergangener Zeiten zurück.

Vielleicht könnte die Transferforschung der Geschichtsschreibung zu einem neuen Orientierung verhelfen. Sie berührt die Frage des Gedächtnisses in seiner Konstitution in den Archiven und greift das Problem des Umgangs mit dem nationalen Gedächtnis in den Geistes- und Sozialwissenschaften auf. Gerade auf den Gebieten, wo die Identität emphatisch angestrebt wird, bereitet die fachwissenschaftliche Transferforschung richtige Überraschungen vor, indem sie auf Mischformen hinweist und den Anteil fremder Materialien an der Konstruktion des Nationalen bloßlegt. Sogar die französische Philosophie, die im 19. Jahrhundert die Kohärenz des nationalen Staatsgebäudes sichert, erweist sich beim näheren Betrachten als Konsequenz der massiven Aneignung der deutschen Philosophie. Gerade in dieser Eigenschaft erscheint die Transferforschung als eine kritische Forschungsrichtung und keineswegs als Legitimationswissenschaft, die die Erweiterung des eigenen Kulturgebiets vor Augen führen würde. Schließlich wäre zu betonen, daß die Transferforschung mit der Bedeutungsvielfalt des Kulturbegriffs selbst konfrontiert wird und die Begriffsgeschichte mit der Dimension der Übersetzbarkeit ergänzt.